
Matthias Middell

Die ersten Historikertage in Deutschland 1893-1913

1. Rückblicke

Das zunächst ohne alle Institutionalisierungsabsichten spontan zustande gekommene Historikertreffen in München 1893 zeitigte Folgen, die sich nicht allein aus der Lust vieler Historiker an regelmäßigem geselligem Beisammensein erklären lassen. Vielmehr traf der bajuwarische Impuls, den der organisationsgewaltige Lamprecht mit dem Leipziger Folgekongress und der Grazer Zweiedineck in Frankfurt 1895 mit einem Statut für den Trägerverein des Kongresses zeitig in stabile Bahnen zu lenken wußte, auf ein Bedürfnis nach Befestigung und Verstetigung der fachinternen Kommunikation, das bis heute – aller Kritik an den Mammutveranstaltungen zum Trotz – nicht erlahmt ist. Es wurde damit ein Paradigma der Institutionalisierung angenommen, das erst in den letzten zwei Jahrzehnten problematisch geworden ist und das das Verhalten einer Zunft, die gerade durch Kongresse ihre Außengrenzen abzustecken und ihr Gleichgewicht innerhalb der Bandbreite des Zulässigen zu definieren suchte, bestimmt hat. Mehr noch als universitäre Institutionalisierung und die Schaffung von Periodika trugen die Historikertage zur Herausbildung einer „deutschen“ Geschichtswissenschaft bei, die sich als Gemeinschaft mit dem Anspruch auf nationale Repräsentanz inszenierte und wohl meist auch empfand. Dieses Muster erwies seine Attraktivität auch jenseits der deutschen Grenzen und wurde zum Vorbild für Institutionalisierungsprozesse in anderen Ländern.

Es kann also ungeachtet der bereits vorliegenden verdienstvollen Arbeit von Reter Schumann¹ der sich auf die Auswertung der veröffentlichten (Press-)Berichte zu den Historikertagen stützte, lohnen, einen Blick auf die ersten vierzehn Historikertage bis zum Ersten Weltkrieg in München (1893), Leipzig (1894), Frankfurt am Main (1895), Innsbruck (1896), Nürnberg (1898), Halle (1900), Heidelberg (1903), Salzburg (1904), Stuttgart (1906), Dresden (1907), Straßburg (1909), Braunschweig (1911) und Wien (1913) zu werfen. Es geht dabei nicht um eine erneute Beschreibung des Geschehens, sondern eher um eine an den Fragestellungen der Institu-

tionalisierungsforschung ausgerichtete Untersuchung der Handlungsmuster und Akteure.

Es ist auffällig, wenn auch für diejenigen, die sich mit den Produktionsumständen historischer Literatur beschäftigen, kaum weiter erstaunlich, daß unter den Autoren der an sich spärlichen Literatur über die deutschen Historikertage Verbandsoffizielle überwiegen und die Erscheinungsdaten mit wichtigen Momenten in der Geschichte des Verbandes der Historiker Deutschlands korrespondieren.² Daraus ergibt sich eine Textsorte, die für unsere Fragestellungen im Grenzbereich zwischen Analyse und Zeugenbericht liegt.

Gerhard Ritters Vorausschau auf den Bremer Historikertag von 1953 etwa ließ die sechzigjährige Fachinstitution in der Absicht Revue passieren, die Neugründung des Verbandes der Historiker Deutschlands 1948 als einen Anschluß an die besten Traditionen und doch gründlichen Neuanfang nach den Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus herauszustellen. Fragen nach der Qualität der Institutionalisierungsprozesse erörtert Ritter auf drei Ebenen:

1. Er begrüßt das Erscheinen der Geschichtslehrer auf den Historikertagen seit 1949 als direkte Linie zu einem Gründungsanliegen von 1893, als es bekanntlich zentral um das Verhältnis der Historiker zu Schullehrplänen und Schulpolitik ging, sowie das neu begründete „Bundesverhältnis“ zu den Archivaren. Der darauf gründende Erfolg des Münchner Historikertages von 1949 „mit über 230 auswärtigen Teilnehmern“³ führte zurück auf ein älteres Problem der Institutionalisierung, das bei Ritter jedoch unerörtert bleibt, nämlich inwieweit der Habitus des professionalisierten Historikers, der sich von den Fragen der didaktischen Vermittlung und der mit dem Geschichtsunterricht verbundenen öffentlichen, also politischen Zwecksetzungen fernhält, mit dem Streben nach Gehör in der Gesellschaft für die akademischen Spezialisten, das sich am besten durch Verweis auf massive Präsenz bei öffentlichen Auftritten einfordern läßt, verträgt. Man hätte eine Reflexion hierüber wohl nach dem katastrophalen Zusammenbruch der politisch-moralischen Autorität der deutschen Historiker 1945 erwarten können, durchaus auch im Kontext der Auseinandersetzung mit der scharfen Debatte um die öffentliche Rolle von Historikern in der SBZ/DDR, doch die Suche nach Kontinuität über die erhalten gebliebene fachliche Autorität war stärker und die Historikertage erhalten in der Inszenierung dieser Kontinuität große Bedeutung.⁴

2. Eng damit zusammen hing die Frage der Repräsentativität des Verbandes, für den sich „überraschend schnell ... eine neue Mitgliederschaft zusammen(fand), die bis heute mit einer Gesamtzahl von rd. 350 zwar formell den Stand von 1932 noch nicht wieder erreicht hat, ihn aber tat-

sächlich längst übertrifft, wenn man das Ausscheiden der Österreicher und die Spaltung Deutschlands durch den 'Eisernen Vorhang' in Betracht zieht".⁵

Während jede Spaltung entlang der Grenzen der ehemaligen Besatzungszonen zurückgewiesen wird, bleibt die faktische Wandlung eines Verbandes deutschsprachiger Historiker in einen der deutschen Historiker ohne Erörterung. Nationalistische Töne verbot man sich selbst (wenn sie auch unter Formulierungen von der „Bereitschaft, auch vom Ausland zu lernen, wo es wirklich etwas zu lernen gibt“ durchaus zu erkennen waren). Im Unterschied zu 1893 stand aber bei der Begründung des Zusammenschlusses kein innenpolitisches oder innerwissenschaftliches Problem im Vordergrund, sondern vielmehr das schnelle Wiedererreichen eines internationalen Mitspracherechts im CISH, für das die nationale Legitimationsbasis unverzichtbare Voraussetzung war: „Den äußeren Anstoß gab eine Anfrage des Comité International des Sciences Historiques, dem unser Verband seit 1926 angehört hatte und das nun eine erneute Beteiligung deutscher Fachleute an seinen internationalen Arbeiten (zunächst an der Bibliographie) wünschte.“⁶

Schließlich verweist er auf den bewußten Bruch mit den traditionellen Prinzipien des Zustandekommens der Verbandsleitung: An die Stelle von „früher alle zwei Jahre wechselnde(n), von den Ortsausschüssen der zufälligen Tagungsorte: stark mitbestimmte(n) Verbandsleitung (trat) ein frei gewähltes Gremium von größerer Dauerhaftigkeit und steigert erheblich die Verantwortung und Initiative des Vorsitzenden“, wobei sich die freie Wahl zunächst als Selbstergänzung eines Initiativausschusses durch Ko-optation erwies.⁷ Es war damit eine Umkehrung im Verhältnis von Historikertag und Verband beschrieben, die den Bruch mit einem föderalen Modell und einer wenigstens befristeten und anlaßbezogenen Verwurzelung des Historikertages in der jeweiligen lokalen Bildungsoberschicht anzeigte, deren Ende allerdings sich weit früher angedeutet und in der Degenerierung des Historikertages 1937 manifestiert hatte.

Vierzehn Jahre nach Gerhard Ritter kommt Karl Dietrich Erdmann, der Anreger des Ritterschen Aufsatzes, in seinem Schlußvortrag auf dem Freiburger Historikertag – nunmehr auf der Grundlage wieder entdeckter Quellen zu den Anfängen der Versammlungen deutscher Historiker – auf die Geschichte der Historikertage zurück. Ihm geht es, den Zeitumständen von 1967 entsprechend, bei der Erinnerung an die Wurzeln nicht so sehr um den Nachweis institutioneller Kontinuität, als vielmehr um eine Rückbesinnung auf politisches Engagement und die Hinwendung zu gesellschaftlicher Relevanz der Historiographie, wie er sie für den ersten Historikertag rekonstruiert. Erdmann sieht den Bruch zwischen der Politisierung

des Anfangs und einem Rückzug aus innenpolitischen Fragen, „um die sich die Parteien stritten“, in die „reinen Bezirke der Geschichtswissenschaft“ auf dem Frankfurter Treffen 1895, der schließlich in die Konzentration auf außenpolitische Zielstellungen mündete.

Winfried Schulze stellt dagegen kurz vor dem Centenarium des Historikertages die Ungezwungenheit des Münchner Urknalls der folgenden Institutionalisierung gegenüber und deutet die Streitfragen um antipreußische/ antinationale Ressentiments, Pangermanismus oder internationale Offenheit einerseits und gesellschaftliche Engagiertheit und politische Indienstnahme der Geschichtswissenschaft im Vorfeld des Leipziger Historikertages 1994 nur vage an – Verweis auf die Unsicherheit, die inzwischen um diese Probleme wieder eingetreten ist?

Zwischen diese – beinahe ist man geneigt zu sagen: institutioneninternen – Rückblicke schiebt die Studie von Peter Schumann, der die Quellennot durch einen Blick in den Spiegel der reichlich berichtenden Presse linderte.

Auf der Grundlage einer gründlichen Auswertung des verfügbaren institutionellen Quellenbestandes formt sich von Autor zu Autor auf erweiterter Stufe eine Gründungsgeschichte aus, in der sich bestimmte Zitate einen Stamplatz erobert haben. In dieser 'Meistererzählung' von Genese und Existenz des Historikertages geht es mithin weniger um Erklärung im Kontext der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte als um narrative Rekonstruktion und den jeweiligen Bezug zur Aktualität.

Ein zweiter Strang der Deutungsangebote wächst aus dem biographischen Schrifttum. Hier ist naturgemäß die Quellenbasis anders beschränkt, zuweilen soll auch der jeweilige Held vor ungerechtfertigt erscheinenden Vorwürfen bewahrt oder seine Nebenrolle über Gebühr aufgewertet werden. Andererseits findet sich in der Literatur diesen Typs eher eine Problematisierung der politischen, wissenschaftlichen oder/und wissenschaftspolitischen Konzepte, die hinter dem Einsatz für oder gegen die Institution Historikertag bzw. ihre Ausgestaltung standen.

So zieht Luise Schorn-Schütte eine Linie von Lamprechts wissenschaftsorganisatorischem Engagement im Rheinland über die Hochschulreformdiskussion der neunziger Jahre bis zu den außer- und inneruniversitären Initiativen für Institutionen, die er auf der 2. Versammlung der deutschen Historiker 1894, bei der Begründung der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 1896 und schließlich mit der Gründung des Königlich Sächsischen Instituts für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig 1905-1909 unternahm.⁸ Bei Roger Chickering werden die frühen Historikertage zur Tribüne, von der Lamprecht ein aufnahmebereites Publikum von Archivaren und Gymnasi-

allehrem für die Kulturgeschichte begeistert, während die Traditionalisten unter den Kollegen vorerst beiseite bleiben.⁹

Hier ergeben sich interessante Querverbindungen zu den historiographischen Debatten, allerdings gerät dabei wiederum leicht aus dem Blick, daß Institutionalisierungsprozesse nicht auf das Wirken einzelner, auch noch so dominant erscheinender Individuen reduziert werden können, sondern eher als Kompromisse zwischen verschiedenen Akteuren angesehen werden müssen.¹⁰

Schließlich gilt es eine dritte Linie im Blick zu behalten, die sich auf die Veränderungen in der sozialen Position der Historiker¹¹ und des Gefüges der Förderinstitutionen für die Wissenschaft und der universitären wie außeruniversitären Forschungsinstitute¹² bezieht. Die Etablierung der Historikertage stand auch im Kontext eines Druckes auf die Geisteswissenschaften, der aus den neuen Organisationsmodellen für Forschung und akademische Wissensvermittlung in den Naturwissenschaften und aus der damit zunehmenden Professionalisierung und Spezialisierung herrührte.

2. Historikertage als Institution

Die Motivation, die schließlich 1893 zu jener ersten Beratung führte, aus der sich die Versammlung deutscher Historiker (später: der Historikertag) ergab, war explizit eine innenpolitische: Verständigung eines sich als selbstständig und genügend professionalisiert wahrnehmenden Berufsstandes über eine Frage des öffentlichen Unterrichts, für die man Zuständigkeit und Kompetenz reklamierte. Dieser Moment ist zu erklären. Den Teilnehmern des Frankfurter Historikertages 1895 erschien ihr eigenes Treffen bereits als Verspätung der Historiker gegenüber anderen Disziplinen. So verwiesen sie auf die Vorläuferschaft der Germanistentage vor 1848, als es um die Politisierung bei Diskussion der Umsturzvorlage ging. Im Vergleich scheint die deutsche Entwicklung jedoch mit der amerikanischen etwa zeitgleich abgelaufen zu sein, wobei die Nordamerikaner ausdrücklich auf das deutsche Modell Bezug nahmen.¹³ Andere Länder folgten wesentlich später oder gingen andere Wege der Herausbildung nationaler Repräsentanz.

Immerhin aber: warum 1893, und warum in München? An diese Ausgangsfrage sind jene drei Punkte angeschlossen, zu denen ich in diesem Beitrag einiges Material vorstellen will:

1. Worin bestand die Mitgift des Anfangs?
2. Was verdanken die davon ausgelösten Institutionalisierungsprozesse den Lamprechtschen Zutaten von 1894?
3. Wie könnte man mit Blick auf die Treffen bis zum Ersten Weltkrieg die Charakteristika der Institution Historikertag deuten?

In dem Aufruf vom Juni 1892 ging es darum, zu „der in Angriff genommenen Neugestaltung des Unterrichtes“ eine Verständigung der Historiker „über den sie so nahe berührenden Gegenstand herbeizuführen und eine Kundgebung ihrer Anschauungen zu veranlassen.“¹⁴ Hier scheint aber noch gar nicht an eine regelmäßige Einrichtung gedacht, woraus sich später (1894 und 1895) auch jeweils Begründungen für einen Wechsel der Strategie ableiteten. Anlaßbezogen sollte über die politische Verwendung von Ergebnissen der Geschichtswissenschaft nachgedacht werden, die man in dem von Wilhelm II. auf der Schulkonferenz von 1890 geforderten stärkeren Gegenwartsbezug des öffentlichen Unterrichts voraussah: Die explizit mit dem Kampf gegen eine Ausbreitung sozialdemokratischen Gedankengutes, also um die Deutungsmacht in der Gesellschaft, begründeten Lehrplanveränderungen berührten die Historiographie aber auch bei den Eingangsvoraussetzungen ihrer Studenten, und jene, die sich zum eigentlichen politischen Hintergrund der Frage nicht äußern wollten, zogen sich auf dieses Terrain zurück, woraus sich eine Ambivalenz der Debatte um Politisierung und geschichtlichen Stoff entwickelte.

Eine solche Diskussion hätte wohl keinen so langwirkenden Institutionalisierungsprozeß auslösen können, wenn sie sich nicht in die Krise des Selbstverständnisses der sog. Zunft eingeschrieben hätte: Hierbei ging es erstens vor allem um das Verhältnis von Gesellschaft und Staat.¹⁵ Die Ineinsetzung beider erwies sich als zunehmend problematisch, und der Streit um den Stellenwert der Kulturgeschichte der späten achtziger und dann erneut der neunziger Jahre handelte ja – verkürzt gesprochen – sowohl von der Steuerungsfähigkeit des Staates gegenüber einer unübersichtlich werdenden (Massen-)Gesellschaft einschließlich der Glaubwürdigkeit daran geknüpfter Deutungsmuster des staatszentrierten Historismus als auch von der Einschätzung der kulturellen Tendenzen, die man als Individualismus und Vermassung wahrnahm, und denen man beinahe verzweifelt neu aufgespürte oder regenerierte gesellschaftliche Bindungskräfte entgegenzustellen versuchte, um an einem ganzheitlichen oder Systemdenken festhalten zu können.

Der Historikertag wurde somit schnell zum Kommunikationsraum einer kulturellen Gemeinschaft gegen den Anspruch eines „ursprünglichen“ Staates auf Zwecksetzung für die Historiographie. Der Widerstand gegen die völlige Unterordnung der wissenschaftlichen unter politische Interessen äußerte sich in der für die Arbeitswelt der akademischen Historiker entscheidenden Frage des Archivzugangs. Strittig war dagegen die Frage, inwieweit daraus auch ein Recht auf Kommentierung historischer Begründungen politischer Vorgänge entsprang.

Die Annahme von einer Nichtidentität von Staat und Gesellschaft gab überhaupt erst die Möglichkeit, eine eigene politische Rolle der Historikerschaft zu denken. Dieses Selbstbewußtsein fällt zusammen mit einem Generationswechsel, denn „die Generation der Droysen, Ranke, Waitz, Sybel, Treitschke, Burckhardt starb zwischen 1885 und 1897“.¹⁶ Dies verband sich mit einer Ausweitung der Historischen Institute bzw. Seminare sowie der Eroberung neuer Ressourcen mit Hilfe einer ausbauwilligen Wissenschaftsadministration.¹⁷ Das Bündnis mit der Politik brachte den Historischen Instituten jenen Schub, der alte Zöpfe in der Universität fallen ließ, sie aus dem ausschließlichen Traditionszusammenhang mit der Philologie wenigstens institutionell befreite (worauf auch auf den Historikertagen immer wieder Bezug genommen wurde), Seminarbibliotheken begründete, die in den Augen etwa französischer Beobachter der deutschen Historiographie Glanz verschafften¹⁸, ganz generell die Ausstattung verbesserte und auch die Studentenzahlen steigen ließ¹⁹ – alles Elemente, die selbstbewußtere Ordinarien hervorbrachten, die, wie Lamprecht 1894 zum Erstauen und zur Freude seiner Kollegen vorführte, den Geldregen auch auf die Historikerversammlung zu leiten wußten. Andererseits band diese Koalition an politische Rücksichten (von den Lobreden auf den sächsischen König und den größten deutschen Historiker Bismarck im Jahre 1894 bis zum Empfang der Fürstlichkeiten auf dem Braunschweiger Historikertreffen als den äußeren Zeichen), die nur einer – Ludwig Quidde bis hin zu seinem „Caligula“ – mißachtete und dafür auch prompt als Störenfried eines glücklich gefundenen Arrangements aus der Leitung der von ihm selbst initiierten Einrichtung Historikertag ausgegrenzt wurde.²⁰

Wie schwer sich die Zunft mit ihrer Bestimmung des Verhältnisses zur Politik tat, zeigt das bekannte Zitat von Georg Kaufmann, wonach der „Boden der Schule heilig (sei), wer ihn betritt, ziehe die Schuhe aus, an denen der Dreck des Parteienlebens klebt“.²¹ Konstitutiv war also ein Kompromiß zwischen jenen, die den Anlaß von München ernst nahmen und fortan über die gesellschaftliche Wirkung historischer Deutungen diskutieren wollten, und jenen, die sich jeder Erörterung politischer Zusammenhänge verweigerten. Dieser Kompromiß, der in der Folgezeit immer weiter zur zweiten Position hin verschoben wurde, basierte jedoch darauf, die Nichtidentität von Staat und Gesellschaft zumindest annehmen und aussprechen zu können. Insofern bildeten die Historikertage ein Moment jenes Autoritätsverlustes und Verlustes der Diskurskontrolle des alten Historismus, der die 1890er Jahre kennzeichnete.²² Sie standen damit im Kontext jener hochschulpolitischen Reformbewegung der 1890er Jahre, die sich des Problems einer eigenständigen Interessenvertretung annahm. So forderte Bernheim, dessen Verbindungen zu Lamprecht bekannt sind, die

Konzentration der Universitätslehrer in einem Gremium, um sich gegen die Ansprüche von Staat und Gesellschaft zur Wehr setzen zu können. Im Vordergrund standen dabei nicht jene Fachvertreter, die den status quo als unüberschreitbar ansahen, sondern jene, die eine Neudefinition des Berufshabitus durch eine modernisierte Geschichtswissenschaft anstrebten und sich dafür auch mit Teilen der nichtakademischen historischen Öffentlichkeit zu verbinden bereit waren. Hieraus mußte eine Grätwanderung entstehen, die einen Angriff auf die alte Historiographie mit der Verteidigung der weitergehenden Professionalisierungsstandards verband, damit aber zugleich die Basis unter den politisch engagierten, demokratischen Historikern und den nichtakademischen Teilnehmern dieser Attacke reduzierte. Dies mußte den Weg zu einem politisch wie methodisch eher konservativen Kompromiß öffnen, der gleichwohl einen Modernisierungsschub für die Institutionalisierung professioneller Historiographie bedeutete.

Die Münchner Versammlung war eine anlaßbezogene in einem allgemeinen Klima der theoretischen Verunsicherung und zugleich voranschreitender Professionalisierung. Sie brachte mehrere Elemente in die Geschichte des Historikertages ein, die sich in der Folgezeit zu Charakteristika der Institution entwickelten.

3. Die Mitgift des Anfangs

Von vornherein war nicht daran gedacht, die Versammlung an einem Ort zu verstetigen, vielmehr einigte man sich schnell auf eine Art Rotationsprinzip, ohne damit zunächst konzeptionelle Begründungen zu verknüpfen. Die Institutionalisierungsabsichten der Münchner Initiatorengruppe erschöpften sich mit dieser 1. Versammlung, und hoch zufrieden vergab man fortan Historikertage an Orte und Personen, die sich bereitklärten, die organisatorischen Mühen auf sich zu nehmen.

Der Anspruch der Historikertage war ein nationaler und zielte auf die Verstetigung einer wissenschaftsinternen Kommunikation. Dies mußte unter den deutschen Verhältnissen notwendigerweise in ein Rotationsprinzip führen, wenn nicht zugunsten einer regionalen Konstellation von Wissenschaftspolitik und zugunsten bestimmter am Ort dominierender Fragestellungen eine Vorentscheidung herbeigeführt werden sollte. Die Vereinheitlichung der Curricula und die Standardisierung der Denominationen der Professuren war angesichts konkurrierender Politiken der Einzelstaaten erst ein Werk, das die Wissenschaftlergemeinschaft über ihre Institutionen durchzusetzen sich bemühte.

Alle Beteiligten der Münchner und der Leipziger Tagung waren sich der Abwesenheit ihrer Berliner Kollegen schmerzhaft bewußt, versuchten sie durch Zurückhaltung in der Polemik und mit dem Offenhalten künftiger

Veranstaltungsorte zu gewinnen oder wenigstens die Tür nicht zuzuschlagen. Paradoxerweise beförderte so gerade die Abwesenheit Berliner Ordinarien – nach Zahl, Ausstattung und nationalem Ruf zweifellos die wichtigste Agglomeration in der Historikerlandschaft – die Konstituierung nationaler Kommunikation.

Der bald aus dem Historikertag hervorgehende Verband verstand sich als Programmeinflußgröße, nicht aber als organisatorischer Rückhalt für den Kongreß. Ein kompliziertes Wechselverhältnis von lokalem Vorbereitungskomitee und Verband entfaltete sich im Vorfeld bei jeder Neuauflage (dies besonders, wenn jemand seine Bereitschaft zurückziehen mußte oder verstarb). Dies korrespondierte in den Anfängen den geringen Mitteln und den Grundsätzen des Kulturföderalismus und der Universitätsautonomie sowie dem Kompromiß, den der Verband/Historikertag zwischen den anwesenden und vor allem mit den nicht anwesenden Richtungen der Geschichtswissenschaft bildete²³, und blieb an diese Phänomene gebunden.

Die notwendigerweise große Rolle der Komitees vor Ort (die als Grundsatz ja auch in den anderen Disziplinen der deutschen Wissenschaftslandschaft – und darüber hinaus in Österreich und der Schweiz nach 1945 – zu beobachten sind), hinderte lange Zeit die Etablierung einer mächtigen Verbandsführung. Vielmehr entstand, da die zentralistische Variante, die unter den obwaltenden Kräfteverhältnissen nur mit einer Ansiedlung des Historikertages in Berlin zu gewinnen gewesen wäre, aus diesem Ursprung nicht hervorgehen konnte, eine eher multipolare Struktur von Einflußverhältnissen innerhalb der Historikerschaft.

In der Zusammensetzung des Verbandsausschusses spiegelte sich eine Art Stillhalteabkommen. Der große Streit zwischen den Anhängern eines historischen Konzepts (denken wir etwa an Seeliger und von Below) und der von Lamprechts Vorschlägen beeinflussten Kultur- und vor allem Landesgeschichte findet ungeachtet der erheblichen persönlichen Spannungen nicht statt. Der vorgesehene show down 1896 wird durch die Abwesenheit des erkrankten Lamprecht, der mit einem methodologischen Vortrag angekündigt war, und vor allem durch die kompromißgestimmte Darstellung der gegenüberliegenden Positionen durch den jungen Innsbrucker Extraordinarius von Scala verhindert. Offensichtlich hatte auch auf den Folgetreffen die jeweils majoritäre Gruppe der vermittelnden Geister besonders am Orte kein Interesse, die fragile Eintracht durch den Austrag des Methodenstreits zu belasten. Der Historikertag hat somit als Institution verhindert, daß der Methodenstreit in eine Spaltung der deutschen Historiographie mündete; die akademische Gemeinschaft gründete sich über alle grundsätzlichen Kontroversen hinweg.

Zum anderen erscheint die von Peter Schumann mit „Glanz und Autorität“ überschriebene Phase eher die eines imaginären Dialogs mit den abwesenden Berliner Großordinarien zu sein, dessen Abrechnen in der Hoffnung auf endliche Anerkennung durch die geachteten Fachvertreter verhindert werden sollte. Von Belows zeitiger Eintritt in den geschäftsführenden Ausschuß nach dem Kongreß von 1896 signalisierte, daß nun die Ferngebliebenen begannen, die ehemals unterschätzte Einrichtung ernst zu nehmen und sich auf eine Eroberung der einst belächelten Junginstitution konzentrierten.

Die starke Lokalgewalt gegenüber einer übermächtigen Verbandsleitung legte solche Kompromisse nahe und bot genügend Flexibilität, um Konflikten auszuweichen. Erst die Internationalisierung der Institutionen und die neue Funktionszuweisung an die Verbände bei der Ressourcenverteilung (wie etwa das Wahlvorschlagsrecht für die DFG) nach 1945 erzeugten langsam den Druck, der von diesem Organisationsprinzip Abstand nehmen ließ: Indem der Verband jetzt Repräsentation in einem beinahe nach dem olympischen Prinzip organisierten Welthistorikerverband und -kongreß hervorbringen sollte, bot sich eine Abkopplung von der Historikertags-Organisation und Verbandsautorität an.

Zu fragen bleibt, ob sich die an das Prinzip wechselnder Tagungsorte geknüpften Hoffnungen erfüllten: Die jeweils lokale Mobilisierung ist unterschiedlich hoch. Sehen wir vom Münchner Ursprung, der ja bei der Einladung noch gar nicht mit dem Anspruch nationaler Repräsentanz verbunden war, mit 63 Bayern von 107 Teilnehmern ab, ergibt sich für Leipzig ein überdurchschnittlicher Prozentsatz von 38,5% Leipzigern (132 von 340 Teilnehmern – eine lange Zeit nicht wieder erreichte Zahl). In Frankfurt a. Main sank die Zahl auf 27,5% von 119 Teilnehmern – ein Wert der sich bestätigte in Innsbruck 1896 mit 28,3% (von 120) und in Nürnberg 1898 mit 27,9% (von 147). Diese lokale Mobilisierung stieg noch einmal eklatant auf 37,4% in Dresden 1907 (bei 227 Teilnehmern).²⁴ Soll man daher auf ein besonders gutes sächsisches Klima für Historikertage schließen? Mir scheint vielmehr in Leipzig 1894 ein durch die Person Lamprechts begründeter Ausnahmefall vorzuliegen, für Dresden ergibt sich eher eine Erklärung aus der Tatsache, daß gerade die Nichtexistenz einer klassischen Universität besondere Anstrengungen hervorlockte, lokale Präsenz zu demonstrieren. In den Mitgliederzahlen des Verbandes schlug sich diese lokale Mobilisierung jedoch kaum nieder. Von den ortsansässigen Teilnehmern traten jeweils unter fünf Prozent dem Verband auch im Jahr des bei ihnen vor der Tür durchgeführten Historikertages bei. Insgesamt blieb diese Rate sicher hinter den Erwartungen des Kassenwartes zurück, aber die entscheidende Wirkung war doch, daß nun (zusammen mit

dem Berufungsweg, der die Professoren mehrere Hochschulorte kennenlernen ließ) eine deutsche Geschichtswissenschaft von der gedanklichen und rhetorischen Konstruktion zur erfahrbaren Wirklichkeit wurde. Die mit den Begriffen „Gesprächsmöglichkeit“ und „Geselligkeit“ umschriebenen Verknüpfungen schufen (natürlich neben den allgemein politischen und kulturellen nationalen Identifikationen) die Voraussetzungen, daß die Individualisierung der Gelehrten des 19. Jahrhunderts in jene kollektiven Selbst- und Fremdwahrnehmungen umschlug, nach denen sich im 20. Jahrhundert nationale Historiographien einander begegnen.

Dabei hatten die Münchner und auch die folgenden Veranstalter die Widersprüche zwischen einer Versammlung deutscher und einer Versammlung deutschsprachiger Historiker zu meistern. Die Anwesenheit österreichischer und Schweizer Kollegen (immerhin 15% der Teilnehmer 1893, in Frankfurt zwei Jahre später dagegen nur neun von 119 eingeschriebenen Teilnehmern, während die Zahlen bei den beiden Treffen in Innsbruck und Wien 1913 naturgemäß über 35% lagen) wurde in der Presse immer wieder hervorgehoben, man hütete sich jedoch vor jeder zuspitzenden Interpretation unter Verweis auf das Kulturnationenkonzept. Zwiedineck-Südenhorst verbot sich 1896 in Innsbruck explizit jede politische Deutung des Tagungsortes und betonte nur die Notwendigkeit, in Wissenschaft und Kultur den Kontakt zu den Deutschen im Reich aufrechtzuerhalten, um den anderen Völkern in der Habsburger Monarchie „ein Beispiel unablässig fortschreitender Tätigkeit zu geben“, denn „wenn auch alles, was die Forschung betrifft, von jeder Tendenz fern zu halten ist, so glaube ich doch, daß die Geschichtsschreibung auf nationaler Gesinnung aufgebaut werden soll“.²⁵ Kann man deutlicher die Widersprüchlichkeit eines in die Krise geratenen Historismus, der hier auf zwei seiner Konsequenzen getrieben wird, beschreiben? Eine „nur den wissenschaftlichen Verhandlungen und dem geselligen Verkehr der Fachgenossen gewidmete Veranstaltung“ ohne jede politische Ambition und deshalb auch ohne Subvention irgendeiner städtischen oder staatlichen Stelle, sondern lediglich auf die „Opferwilligkeit der Verbandsmitglieder“ aufgebaut, solle der Historikertag sein.²⁶ Gleichwohl wird die Aufgabe der versammelten Historiker betont, den „unverrückbaren Maßstab ... bei der Beurteilung historischer Verhältnisse“ in einer „bewußten nationalen Weltanschauung“ zu schaffen.²⁷ Politikferne Konstituierung eines wissenschaftlichen Faches und zugleich Ausübung einer zentralen gesellschaftlichen Rolle bei der Herstellung kollektiver Identität und ihrer Mobilität bildeten die Pole selbstgesteckter Ziele.

Aus dem Ursprungsanlaß, einer Beratung über die Verbindung von Schule und historischer Wissenschaft und der Liberalität einer Gründungs-

gruppe, zu der nur wenige der damaligen Münchner Universitätsprofessoren gehörten, erklärt sich die Zusammensetzung des Kreises. Der Grazer von Zwiedineck-Südenhorst erinnert in seiner Innsbrucker Begrüßungsadresse daran, daß „nicht nur eine statuarisch verbiefte, sondern eine aus wirklich aufrichtiger Gesinnung hervorgegangene Gleichstellung aller Verbandsmitglieder und Teilnehmer an der Versammlung“ bestehe, daß „bei ernsten Verhandlungen wie bei fröhlichen Gelagen niemand einen Vorzug genieße, der durch akademische Grade oder bureaukratische Stellung begründet ist“²⁸

Tatsächlich setzte sich die Teilnehmerschar nicht nur aus Universitätsgelehrten zusammen, sondern umfaßt in bestimmter Proportion „Schulmänner“ (und ganz am Rande auch einige Frauen: in Braunschweig 1911 5 und zwei Jahre später in Wien 15, wovon eine – die Mittelschullehrerin Clara Burgarell aus der österreichischen Metropole – sogar Mitglied des Verbandes war).

Die Zahl der Lehrer war allerdings stark rückläufig: von 38,2% in Leipzig 1894 über 27,7% in Frankfurt a. M. und 28,6% in Nürnberg 1898 auf 15,6% in Braunschweig 1911 und 15,4% in Wien 1913. Dagegen blieb die Zahl der Universitätsprofessoren mit einigen Schwankungen konstant: 19,4% in Leipzig, 17,6% in Frankfurt, 23,1% in Nürnberg, 20% in Wien. Abweichungen von diesem Mittelwert ergaben sich lediglich in Innsbruck 1896 mit 40% Universitätsprofessoren (dies entspricht jedoch der prozentual hohen österreichischen Teilnehmerzahl – das Ereignis mobilisierte offenkundig die gesamte Fachwelt, weniger das lokale Honoratiorenpublikum) und Braunschweig mit 7,6% Professoren. In diesen Statistiken spiegelt sich also einmal der Rückgang der Attraktivität für die Lehrer, deren spezifische Interessen durch immer spezialistischere Vorträge verdrängt wurden und die den immer wieder beklagten Mangel an großen, aktuellen Fragestellungen am meisten spürten, weil sie von dem dahinterstehenden Schweigekomprobiß zu den methodischen Grundkontroversen und zur Politik, der die Institution Historikertag überhaupt unterhielt, nicht berührt waren. Die Professionalisierung der Geschichtswissenschaft spiegelt sich auf den Historikertagen eher in einer Zunahme des Anteils der Archivare, als in einer Vervielfachung der Universitätsprofessoren.

Man sollte aus diesen Angaben nicht voreilig schließen, die Historikertage seien bereits in dieser Frühphase einem Abschließungsprozeß der akademischen Gemeinschaft vorangegangen. Von Lamprechts Ideal einer „Endosmose verschiedenartiger Gedankenkreise ... /die/ nicht ohne allgemeinen Gewinn“ bleibe, „wo neben Archivar und Universitätsprofessor ... die stattlichen Reihen der Gymnasiallehrer und andere Berufskreise, die sich geschichtlichen Studien widmen“ stünden²⁹, entfernte man sich wohl,

aber trotzdem entwickelte sich die Versammlung der Historiker weniger zu einem reinen Fachtreffen, als zu einem immerhin teilweise offenen Forum mit einem Anteil von rund 40% „Dilettanten“ aus dem Bildungsbürgertum und städtischen Funktionseliten. Der Verband beriet bei mehrfacher Gelegenheit, wie er die für die Mitgliedschaft zu wünschende „Fachgenossenschaft“ abgrenzen könne von der Teilnahmeberechtigung am Historikertag, dem man ein möglichst großes Publikum verschaffen wollte. Letztlich wurde darauf verzichtet, den Terminus auf irgendeine einschränkende Weise zu definieren.³⁰

Allerdings läßt sich aus der Verteilung der Vorträge, der Zusammensetzung des Ausschusses u.a. eindeutig erkennen, daß die Amateure nur einen Gasthörerstatus hatten und für die Geselligkeit gern gesehen waren.

4. Lamprechts Zutaten

Karl Lamprechts Anteil am Historikertag ist unstritten. Das Urteil schwankt zwischen der These, daß es auch auf den Historikertagen nur um den Ausweis seiner Isolation gegangen sei, und einer Hervorhebung der glänzenden Rolle eines begnadeten Wissenschaftsorganisors mit hoher öffentlicher Reputation.³¹ Hervorhebungswert scheint mir: Lamprecht war offenkundig derjenige, der die Brisanz des Münchner Unternehmens am klarsten erkannt hatte. Seinem Verständnis des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft entsprach gerade der Diskussionsstil in der bayerischen Metropole. Wider Erwarten zögerte er jedoch, die Schuldebatte für eine stärkere Propaganda zu seiner Kulturgeschichte zu nutzen. Die Gewinnung eines Universitätsinstitutes schien ihm offenkundig der wichtigere Institutionalisierungsvorgang – in dieser minderen Schätzung des Historikertages teilte er wohl die Ansicht seines Gegners von Below, der erst gar nicht teilnahm. Lamprecht sah eher eine Chance, der Geschichtswissenschaft insgesamt, nicht nur seiner Richtung, einen anderen Platz zu verschaffen. Vor diesem Hintergrund erklären sich auch seine Neuerungen in Leipzig 1894:

- Mobilisierung der Politik bis zu den von Ludwig Quidde lebhaft kritisierten Peinlichkeiten offizieller Erklärungen, die in Lobhudeleien auf die führenden Gestalten des Reiches und Sachsens hinausliefen;
- Mobilisierung des breitesten Publikums als Zuhörerschaft und für einen Trägerverband zur Fortsetzung des Unternehmens;
- Mit Gustav Schmoller Gewinn eines transdisziplinären Gesprächspartners für einen Hauptvortrag. Vergessen wir nicht, daß eine moderne Geschichtsauffassung, wie sie Lamprecht vorschwebte, ja in einem Zweifrontenkrieg – gegen die Traditionalisten im eigenen Fach und gegen

die universalen Deutungsansprüche der neuen Disziplinen, insbesondere der Nationalökonomie und der Soziologie – zu bestehen hatte.³² Lamprechts Suche galt einem gemeinsamen Anliegen für die Versammlung, das über die reine Präsentation wissenschaftlicher Denkergebnisse in Form von Vorträgen hinausging: Mit der Begründung der Versammlung der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute, die er bald zusammen mit Kotzschke vorantrieb, schlen dem Historikertag ein Stamm von Mitgliedern, ein Set von vorzeigbaren Resultaten (in Form der diskutierten Kartenwerke) und ein Lamprecht naher Stil der Wissenschaftsförderung gewonnen. Lamprechts Aufstieg in der Historikerkunft hatte bekanntermaßen den Ursprung in seinen Modernisierungsvorschlägen für die landesgeschichtliche Forschung, die er zuerst im Rheinland, später in Sachsen vorantrieb. Dabei ging es ihm nicht nur um die Durchsetzung einer kulturgeschichtlich erweiterten Landesgeschichte, sondern um deren Einbindung in allgemeine historische Interpretationen. Hierfür schien ihm eine vergleichende Methode besonders geeignet. Die regelmäßigen Sitzungen der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute im Rahmen des Historikertages schien ihm der geeignete Rahmen, um die regionalhistorische Arbeit in verschiedenen Teilen Deutschlands zu inspirieren und zugleich auf ihre interregional vergleichende Einbindung in eine „Kultur- und Universalgeschichte“ hinzuwirken.

5. Das Netzwerk des Historikertages

Eine Analyse des geschäftsführenden Ausschusses³³, der die Programmplanung in den Händen hielt und seinen Mitgliedern eine repräsentative Autorität gegenüber den Fachkollegen verlieh, zeigt auf den ersten Blick drei Phänomene: Eine relativ kleine Gruppe von Historikern beherrschte den Ausschuß allein schon durch ihre stabile Position. Diese Gruppe ergänzte sich aufgrund des Ortswechsels jeweils durch Vertreter verschiedener Städte und Universitäten, in denen der Kongreß tagte, wobei nur sehr wenige dieser vor allem für die Sicherung der Organisation vor Ort Zugewählten eine stabile Position im Ausschuß erlangen konnten. Zwischen 1903 und 1906 kam es zu einem umfangreicheren Wechsel in der Zusammensetzung des Ausschusses, der einen Generationswechsel ebenso wie eine Verbreiterung der Repräsentativität der Institution anzeigte.

Insgesamt gehörten 47 Personen dem Ausschuß an. Durchgängig über alle zwölf Amtszeiten gehörten nur Lamprecht und der Kölner Archivar Hansen, der zudem die Akten des Verbandes verwahrte, dem Ausschuß an. Die durchschnittliche Verweildauer im Ausschuß betrug 4,8 Amtszeiten. Mit mehr als fünf zusammenhängen Amtszeiten schälen sich folgende Historiker heraus: Hansen, Heigel, Lamprecht, E. Meyer, Meyer von Kno-

nau, Prutz, Stälin, Ulmann, v. Weech, Zwiedineck-Südenhorst für die erste Phase bis 1903/06. Nach 1903 lassen sich zwei Gruppen von Langzeit-Mitgliedern unterscheiden: Die Angehörigen der Gründergeneration (Lamprecht, Hansen, Heigel, E. Meyer, Meyer von Knonau, Ulmann) einerseits und die neu Hinzugekommenen (Below, Busch, Egelhaaf, Ermisch, Kaufmann, Meinecke, Redlich, Seeliger) andererseits. Eine dritte Gruppe (Breiblau, Dopsch, Rachfahl, Werunsky, Neumann und Brandt) deutet bereits auf die nächste Generation von Ausschußmitgliedern, die allerdings erst nach dem Ersten Weltkrieg zum Zuge kamen.

Unter den Ausschußmitgliedern war naturgemäß der Anteil der professionellen Historiker weit größer als im Teilnehmerfeld: 36 der 47 Ausschußmitglieder waren Universitätsprofessoren (76%), sechs leitende Archivare (12,7%) und fünf kamen aus dem Schuldienst (10,6%). In einem Vergleich der absolvierten Amtszeiten wird die Marginalisierung der „Schulmänner“ noch deutlicher: Sie gehörten dem Ausschuß lediglich für insgesamt 17 Amtszeiten (durchschnittlich 3,4 Amtszeiten; 7,5% aller Amtszeiten) an, während die Archivare eine überdurchschnittlich stabile Präsenz aufwiesen (5,8 Amtszeiten; 15,5% aller Amtszeiten).

Die Ausschußmitglieder kamen aus 31 verschiedenen Städten, wobei manche ihre Zugehörigkeit über den Wechsel der Heimathochschule hinweg aufrechterhielten. Die Liste der Städte führt Leipzig mit sechs Mitgliedern, die insgesamt 26 Amtszeiten im Ausschuß verbracht haben, an, gefolgt von Wien mit fünf Mitgliedern und 18 Amtszeiten. Faßt man größere Regionen zusammen, so brachten es die Universitätsstädte im deutschen Südwesten (Tübingen, Heidelberg, Freiburg) zusammen mit den archiv- und schulreichen Hauptstädten Karlsruhe und Stuttgart auf neun Mitglieder mit zusammen 38 Amtszeiten. Die Identität der Historiker dieses Raumes war stark und schärfte sich am Gegensatz zu dem jetzt politisch dominierenden Preußen, das begann, den Rhythmus auch der wissenschaftlichen Entwicklung zu bestimmen.³⁴

Süddeutschland wurde gefolgt von Sachsen mit insgesamt acht Mitgliedern (32 Amtszeiten). Die bayerische Präsenz war dagegen zahlenmäßig gering, aber sehr stabil: Stieve und Heigel brachten es auf immerhin 15 Amtszeiten, fanden aber offenkundig keine Nachfolger aus der Stadt des ersten Treffens. Aus Österreich kamen acht Mitglieder, die es auf 31 Amtszeiten brachten.

Rechnet man jene Personen aus der Liste heraus, die offensichtlich vor allem in den Vorstand gewählt oder kooptiert wurden, um den nächsten Historikertag zu organisieren, dann aber keine weitere Rolle im Vorstand spielten, verbleibt eine Gruppe von 26 Historikern, die sich des Historikertages und des Verbandes zwischen 1893 und 1913 bedienten, um ihre

Vorstellungen von Institutionalisierung umzusetzen. Unter ihnen ragen durch ihre durchgängige Präsenz im Ausschuß Lamprecht und Hansen heraus, der eine als der Organisator des eigentlichen Begründungsereignisses 1894 in Leipzig und ruheloser Organisator der Versammlung der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute, bis er dieses Instrument der Forschungskoordination seinem Protégé Rudolf Kötzschke abtrat³⁵, der andere der Archivar des Verbandes, Inspirator der Quellenpublikationen und der historischen Vereinstätigkeit im Rheinland. Es folgen Heigel aus München, Ulmann aus Greifswald und Meyer von Knonau aus Zürich, die beinahe die gesamte Zeit vor allem ihre Region im Ausschuß vertraten. In diese Gruppe gehören auch Zwiedineck und Redlich aus Graz bzw. Wien, Kaufmann aus Breslau, Bachmann und Werunsky aus Prag sowie Prutz aus Königsberg. Eduard Meyer verdankt seine durchgängige Präsenz dagegen wohl der Verbindung von Althistorie und allgemeinem Interesse für große historische Interpretationen.³⁶

Mit Belows Eintritt in den Ausschuß, der durch Kooptation zustande kam, war das Eis für die Front der Lamprecht-Gegner gebrochen, und der Matador der ersten Kongresse mußte erleben, wie einer nach dem anderen von jenen, die ihm das Leben während des Methodenstreites sauer gemacht hatten bzw. an seiner eigenen Universität sauer machten, nun im Ausschuß Platz nahmen (Seeliger, schließlich auch Rachfahl). Meinecke hatte sich wohl zurückgehalten im offenen Streit, ein Freund Lamprechts war er aber ebenfalls nicht, wie er 1915 noch einmal in einem Brief an Below bekannte: „Der gemeinsame Gegensatz gegen Lamprecht hat uns früh – es sind jetzt mehr als zwei Jahrzehnte – zusammengeführt. Mir war Lamprecht in erster Linie immer eine unbequem aufdringliche Person, mit der ich mich notgedrungen beschäftigte. Aber ich sah wohl ein, daß man gegen ihn mußte, und war deshalb dankbar, daß Du es tatest...“³⁷ Diese Abneigung tat der Anerkennung für das Organisationstalent jedoch keinen Abbruch: „Es ist mit Kehr ähnlich wie mit Lamprecht, man kann ihr Klingelbeutelgenie gebrauchen, aber ihre Persönlichkeit zum Teufel wünschen.“³⁸

Institutionalisierungsprozesse bedürfen des individuellen Geschickes auch dort, wo sie ein kollektives Bedürfnis ausdrücken und ein ganzes Netzwerk sich ausbreitet, um dem Anspruch nationaler Repräsentanz Genüge zu tun. Am Ende einer zwanzigjährigen Entwicklung stand der Historikertag als etablierte Institution. Statt ein Instrument der methodischen Erneuerung zu werden, die den disziplinären Zerfall einer Kulturwissenschaft in den sozialen und epistemologischen Krisen des angehenden 19. Jahrhunderts verhindert hätte, erwies er sich als die geeignete Form zur Herausbildung eines fachwissenschaftlichen Habitus und als Grundlage für die Konstituierung einer *deutschen* Geschichtswissenschaft.

Mitglieder des Geschäftsführenden Ausschusses 1894–1913

	Leipzig 1894	Frankfurt 1895	Innsbruck 1896	Nürnberg 1898 ³⁹	Halle 1900	Heidelberg 1903	Salzburg 1904	Stuttgart 1906	Dresden 1907	Straßburg 1909	Braunschweig 1911	Wien 1913	Amtszeiten im Aus- schuß
Arndt (Leipzig)	x												1
Baldamus (Leipzig)	x							x					2
Lamprecht (Leipzig)	x	x	x	x	x	x ⁴⁰	x	x	x	x	x	x	12
Marcks (Leipzig/Heidelberg)	x	x				x	x						4
Wachsmuth (Leipzig)	x												1
Pruiz (Königsberg)	x	x	x	x	x ⁴¹	x	x						7
Stieve (München) ⁴²	x	x	x	x									4
v. Weech, (Karlsruhe)	x	x	x	x ⁴³	x	x	x ⁴⁴						7
v. Zwiedineck (Graz) ⁴⁵	x	x	x	x	x	x ⁴⁶	x	x					8
Bachmann (Prag)		x		x ⁴⁷	x	x	x	x					6
Hansen (Köln)	x	x	x	x ⁴⁸	x	x	x ⁴⁹	x	x	x	x	x	12
Heigel (München) ⁵⁰		x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	11
Kaltenbrunner (Innsbruck)		x	x	x ⁵¹									3
Stählin (Stuttgart)		x	x	x ⁵²	x	x	x ⁵³						6

Anmerkungen

- 1 P. Schumann, Die deutschen Historikertage von 1893 bis 1937. Die Geschichte einer fachhistorischen Institution im Spiegel der Presse, Marburg 1974.
- 2 G. Ritter, Die deutschen Historikertage, in: GWU 4, 1953, S. 513ff.; K. D. Erdmann, Geschichte, Politik und Pädagogik – aus den Akten des Deutschen Historikerverbandes, in: GWU 19, 1968, S. 2ff.; zuletzt W. Schulze, Von München über Leipzig nach Berlin? Zur Entstehung des Historikertages vor 100 Jahren, in: GWU 45, 1994, S. 551ff.
- 3 G. Ritter, Die deutschen Historikertage (Anm. 2), S. 518.
- 4 Man vergleiche Ritters fieberhafte Bemühungen nach allen Seiten, diesen Rückgewinn von „Normalität“ auch um den Preis der Denunziation von Kollegen, eines scharfen Streits mit der für Freiburg zuständigen französischen Besatzungsmacht und des Aufbaus einer fragwürdigen Reputation als Widerstandskämpfer, rasch voranzutreiben. – Hierzu gibt der Aktenbestand des VHD, der derzeit am Göttinger Max-Planck-Institut verwahrt und der für die Zeit nach 1945 vom geradezu hektischen Briefwechsel Ritters dominiert wird, reichlich Auskunft.
- 5 G. Ritter, Die deutschen Historikertage (Anm. 2), S. 517.
- 6 Ritter geht hier sehr großzügig sowohl über die Schwierigkeiten hinweg, die deutsche Historiker hatten, nach den Erfahrungen ihres Verhaltens im Ersten Weltkrieg im CISH mitzuwirken, als auch über die Konflikte, die gerade sein Drängen in die internationale Anerkennung nach dem Zweiten Weltkrieg ausgelöst hatte. Vgl. dazu W. Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1993, S. 159ff.
- 7 G. Ritter, Die deutschen Historikertage (Anm. 2), S. 517f.
- 8 L. Schorn-Schütte, Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen 1984, S. 535ff.
- 9 R. Chickering, Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856–1915), Atlantic Highlands, N. J. 1993, S. 166ff.
- 10 Als ausgesprochen sensibler Theoretiker und zugleich Praktiker akademischer Institutionalisierungsprozesse kann Helmut Schelsky angesehen werden: Zur Theorie der Institution, Düsseldorf 1970.
- 11 H. W. Blanke, Historiker als Beruf, in: K.-E. Jeismann (Hrsg.), Bildung, Staat, Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Wiesbaden 1989, S. 343–360.
- 12 L. Burchardt, Wissenschaftspolitik im wilhelminischen Deutschland. Gründung und Ausbau der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft, Göttingen 1975 sowie jetzt die von Bernhard vom Brocke und Hubert Laitko vorangetriebene Erforschung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.
- 13 Vgl. den Beitrag von Michael Geyer in diesem Heft.
- 14 Zit. nach W. Schulze, Von München über Leipzig (Anm. 2), S. 552f.
- 15 Vgl. C. Simon Staat und Geschichtswissenschaft in Deutschland und Frankreich 1871–1914, Frankfurt a. M./Bern 1988.
- 16 W. Schulze, Von München über Leipzig (Anm. 2), S. 582.
- 17 B. vom Brocke (Hrsg.), Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter: Das „System Althoff“ in historischer Perspektive, Hildesheim 1991.
- 18 Ch. Charle, La république des universitaires 1870–1940, Paris 1994.

- 19 Vgl. die Zahlen bei F. Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Berlin 1994 (Nachdruck der Ausgabe von 1904).
- 20 Vgl. P. Schumann, Die deutschen Historikertage (Anm. 1), S. 53.
- 21 Münchner Neueste Nachrichten vom 7.4.1893, zit. nach P. Schumann, Die deutschen Historikertage (Anm. 1), S. 30.
- 22 In eine Diskussion der verschiedenen Historismus-Definitionen kann und soll hier nicht eingetreten werden. Vgl. dazu jetzt die ausgewogenen Übersichten in dem Band G. Scholz (Hrsg.), Historismus am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine internationale Diskussion, Berlin 1997.
- 23 Der Grundsatz wechselnder Tagungsorte und relativ starker temporärer Lokalkomitees mahnt zur Vorsicht bei Ableitungen aus einzelnen Historikertagen auf die deutsche Historiographie. Insofern scheint es – zielt man auf allgemeinere Aussagen – gerechtfertigt, ganze Perioden zusammenzufassen, wie sie die Tagungen bis zum Ersten Weltkrieg gewiß darstellen.
- 24 Alle Zahlenangaben auch im folgenden beziehen sich auf die Auswertung der jeweils im Anhang der „Berichte über die Versammlung der deutschen Historiker“ (Dunker und Humblot, Leipzig 1894ff.) mitgeteilten Listen der Teilnehmer des jeweiligen Historikertages, der Listen der Verbandsmitglieder und der Wahlergebnisse zum geschäftsführenden Ausschuß. Ich danke Regina Schubert für die Mitarbeit bei der Erhebung der Daten.
- 25 Bericht über die vierte Versammlung deutscher Historiker zu Innsbruck, 11. bis 14. September 1896, Leipzig 1897, S. 7.
- 26 Ebenda, S. 6.
- 27 Ebenda, S. 7.
- 28 Ebenda, S. 6.
- 29 Bericht über die zweite Versammlung der deutschen Historiker, 29. März bis 1. April 1894 in Leipzig, Leipzig 1894, S. 4.
- 30 Vgl. für die Frage der Abgrenzung akademischer landesgeschichtlicher Institute von der regionalhistorischen Laienbewegung die Diskussion in: ebenda, S. 29 sowie für die Definition des Status der „Fachgenossenschaft“: Bericht über die dritte Versammlung der deutschen Historiker in Frankfurt, Leipzig 1896, S. 33f.
- 31 In die letztere Richtung weist auch Rüdiger vom Bruch Analyse des Hochschullehrtages 1911 in Dresden, wo er Lamprechts hervorragende Rolle bei der Formulierung von Perspektiven für die Institutionalisierung der geisteswissenschaftlichen Forschung unterstreicht: R. vom Bruch, Rüdiger vom Bruch, Wissenschaftspolitik, Kulturpolitik, Weltpolitik. Hochschule und Forschungsinstitute auf dem Deutschen Hochschullehrtage in Dresden 1911, in: Horst Walter Blanke (Hrsg.), Transformationen des Historismus. Wissenschaftsorganisation und Bildungsorganisation vor dem Ersten Weltkrieg. Interpretationen und Dokumente, Waltrop 1994, S. 32-63.
- 32 Vgl. dazu auch den Beitrag von Gangolf Hübinger in diesem Heft.
- 33 Vgl. die im Anhang wiedergegebene Tabelle, die die Mitglieder des Ausschusses in der Reihenfolge ihres Eintritts auflistet.
- 34 Meinecke beschreibt diese Spannung in einem Brief an Walter Goetz, als er diesem 1915 zur Annahme des Rufes nach Leipzig rät: „Der Straßburgisch-süddeutsche

Raum“ sei zweifellos der „einzige, in dem man sich menschlich und deutsch von allen Seiten sympathisch umgeben findet, wo man nicht einseitig, sondern vielseitig deutsch sein kann.“ Gleichwohl empfiehlt er aufgrund seiner Berliner Erfahrung den Gang in den Osten: „... trotz des Mankos an persönlichen und ästhetischen Werten im hiesigen Leben ... Man lebt hier doch in stärkerer Strömung, beobachtet mehr, sammelt mehr in sich ein, und im neuen Deutschland, wo man vielleicht auf manche Reize des alten Deutschland verzichten muß, gilt es für ein Naturell wie Sie, die so schaffens- und organisationsfreudig auf Ihre Mitmenschen wirken, vielleicht doppelt, den Mittelpunkt des Lebens und der Arbeit mit anzugehören.“ (F. Meinecke, *Ausgewählter Briefwechsel*, Stuttgart 1962, S. 63.)

- 35 Zur Wahl Kötzschkes als ständiger Sekretär der Kommission: Bericht über die siebente Versammlung deutscher Historiker in Heidelberg, Leipzig 1903, S. 43-45.
- 36 Vgl. zum ersten Versuch Eduard Meyers, eine fachinterne wissenschaftliche Diskussion loszutreten: P. Schumann, *Die deutschen Historikertage* (Anm. 1), S. 57ff.
- 37 Brief an Georg von Below vom 3.8.1915, in: F. Meinecke, *Ausgewählter Briefwechsel*, hrsg. von L. Dehio und P. Classen, Stuttgart 1962, S. 67.
- 38 Brief an Walter Goetz vom 6.9.1916, in: ebenda, S. 86.
- 39 „Von verschiedenen Seiten ist der Gedanke ausgesprochen worden, es möchten die Ausschußmitglieder öfter wechseln. Selbstverständlich kommt es darauf an, die Überlieferung im Ausschuß festzuhalten; denn so gesichert ist der Historikertag noch nicht, daß man ihn auf eigne Füße stellen kann; er bedarf noch immer des Rückhalts im Ausschuß“ (Bericht über die fünfte Versammlung ..., S. 39) Deshalb wird als Modus eingeführt: „Von den 15 Mitgliedern des Ausschusses scheiden bei jeder Versammlung des Verbandes 5 aus, diese 5 werden bei der gegenwärtigen und bei der nächsten Versammlung durch das Loos bestimmt und zwar bei der nächsten Versammlung aus den 10 Mitgliedern, die jetzt übrig bleiben. Vom 8. Historikertag an scheiden jedesmal die 5 ältesten Mitglieder aus. Die ausgetretenen Mitglieder können wieder gewählt werden.“ Ebenda.
- 40 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.
- 41 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.
- 42 Der Vorsitzende des Verbandes, der sich so rühlig um Einrichtung, Verstetigung des Historikertages und Publikation seiner Protokolle bemüht hatte, stirbt am 10. Juni 1898 in München. Vgl. den Nachruf auf Stieve am Anfang des Berichtes über die fünfte Versammlung ..., S. 1-4.
- 43 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.
- 44 Statutengemäß ausgeschieden und wiedergewählt.
- 45 Verstarb kurz nach dem Salzburger Historikertag.
- 46 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.
- 47 Zwischen dem Kongreß von Nürnberg und dem von Halle kooptiert, demzufolge statutengemäß vor der Neuwahl in Halle wieder ausgeschieden.
- 48 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.
- 49 Statutengemäß ausgeschieden und wiedergewählt.
- 50 Bittet vor dem Kongreß in Halle, von seiner Wiederwahl abzusehen.
- 51 Vor dem Historikertag in Halle aus dem geschäftsführenden Ausschuß ausgeschieden.
- 52 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.

- 53 Statutengemäß ausgeschieden und wiedergewählt.
- 54 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.
- 55 Lehnt wegen seines fortgeschrittenen Alters 1913 eine Wiederwahl ab.
- 56 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.
- 57 Statutengemäß ausgeschieden und wiedergewählt.
- 58 Tritt vor dem Historikertag in Heidelberg aus dem Verband und damit auch aus dem Ausschuß aus.
- 59 Vor dem Historikertag in Halle aus dem geschäftsführenden Ausschuß ausgeschieden.
- 60 Vor dem Historikertag in Halle verstorben.
- 61 Durch Los ausgeschieden und wiedergewählt.
- 62 Trat an die Stelle von Weber (Prag).
- 63 Statutengemäß ausgeschieden und wiedergewählt.
- 64 Zwischen dem Kongreß von Nürnberg und dem von Halle kooptiert, demzufolge statutengemäß vor der Neuwahl in Halle wieder ausgeschieden.
- 65 Zwischen dem Kongreß von Nürnberg und dem von Halle kooptiert, demzufolge statutengemäß vor der Neuwahl in Halle wieder ausgeschieden.
- 66 Zwischen dem Kongreß von Nürnberg und dem von Halle kooptiert, demzufolge statutengemäß vor der Neuwahl in Halle wieder ausgeschieden.
- 67 Wurde als Vorbereiter des Salzburger Historikertages in den Ausschuß gewählt, verstarb aber am 18.7.1903 in Wien, weshalb Redlich seine Organisationsaufgaben übernahm.
- 68 Verstarb kurz nach dem Salzburger Historikertag.